

Historische Kataloge zwischen Beständigkeit und Bedrohung:

Moderner Zettelkatalog und mittelalterlicher Klosterkatalog im Reflexionsraum der Erinnerungskultur

Dr. Noah Regenass, Universitätsbibliothek Basel

Sehr geehrte Damen und Herren,
liebe Anwesende

Bereits der Titel meines Vortrags gleicht einem Spagat – oder vielleicht eher einem bewussten Vergleich. Er lädt dazu ein, zwei scheinbar gleiche Dinge nebeneinanderzustellen: zwei Kataloge. Und doch trennen sie rund 480 Jahre. Die zentrale Frage lautet dabei: Warum bewerten wir diese beiden Kataloge so unterschiedlich? Und nach welchen Kriterien geschieht diese Bewertung eigentlich?

Der Begriff der Bewertung ist dabei keineswegs harmlos. Es geht hier nicht um einen alltäglichen Gebrauchsgegenstand – nicht um den Brieföffner des Grossvaters –, sondern um ein zentrales Instrument der Wissensorganisation. Ein Katalog ist weit mehr als eine blossе Liste: Er weist einen Bestand nach, strukturiert ihn und macht ihn auffindbar und nutzbar. Er ist Ausdruck einer Kulturtechnik, ja einer geistigen Ordnungsvorstellung. Kurz: Es geht um Kataloge als Träger von Wissen, Gedächtnis und Ordnung.

Ich möchte Ihnen zunächst beide Kataloge kurz vorstellen. Anschliessend werde ich untersuchen, anhand welcher Kriterien wir ihre Relevanz beurteilen. Als Reflexionsraum ist dabei ein kurzer Abstecher in die Erinnerungskultur notwendig. Keine Sorge: Es soll hier keine geschichtsphilosophische Moralpredigt folgen. Vielmehr geht es darum, Messgrössen zu entwickeln, die erklären, weshalb wir einen Katalog aus den 1970er- oder 1980er-Jahren anders behandeln als einen Katalog aus dem Jahr 1502.

Beginnen wir chronologisch und wenden uns dem Katalog von Georg Carpentarius zu.

Carpentarius war von 1519 bis 1531 Bibliothekar der Basler Kartause. Als er dieses Amt übernahm, konnte er auf eine ausserordentlich reichhaltige Bibliothek zurückgreifen. Mit rund 2100 Bänden gehörte die Bibliothek der Basler Kartause zu den bedeutendsten Büchersammlungen der Stadt.

Diese Reichhaltigkeit war kein Zufall. Sie war einerseits durch die Ordensstatuten der Kartäuser begünstigt. Im Unterschied zu den Benediktinern, die nach der Regel *ora et labora* in gemeinschaftlicher Arbeit, Gebet und Mahlzeit lebten, war der Kartäuserorden radikal auf Einsamkeit und Kontemplation ausgerichtet.

Während Benediktiner in grossen Gemeinschaften lebten und eine tragende Rolle im kulturellen, wirtschaftlichen und seelsorgerischen Leben des Mittelalters spielten, verzichteten die Kartäuser weitgehend auf äussere Aufgaben wie Mission oder Gastfreundschaft. Ihr Ziel war nicht die Gestaltung der Welt, sondern die vollständige Hinwendung zu Gott – in Stille, Rückzug und geistiger Sammlung.

In diesem Kontext gewann das Lesen eine zentrale Bedeutung. Da das gesprochene Wort in der Kartause weitgehend vermieden wurde, traten Bücher an seine Stelle. Das Studium der Heiligen Schrift und der Kirchenväter, das Abschreiben, Ordnen und Bewahren von Texten gehörten zum Kern des kartäusischen Alltags. Jede Zelle verfügte über einen kleinen Studierraum, und viele Kartausen

besaßen beachtliche Bibliotheken. Diese dienten nicht nur der Bildung, sondern waren Ausdruck einer stillen, inneren Auseinandersetzung mit dem Glauben.

Bis um 1400 hatte sich der Kartäuserorden als eine der strengsten und zugleich intellektuell produktivsten Ordensgemeinschaften Europas etabliert. In einer Zeit, in der viele Klöster tief in gesellschaftliche Prozesse eingebunden waren, verkörperten die Kartäuser eine radikale Alternative: ein Leben in Schweigen, Einsamkeit und geistiger Konzentration – getragen vom Wort Gottes und von den Büchern, die dieses Wort bewahrten.

Die Basler Kartause, gegründet um 1401, war das jüngste der Basler Klöster. Und doch entwickelte sie sich rasch zu einem zentralen Ort des gelehrten Lebens.

Folie folgt

Vor Carpentarius war Johannes Louber prägend für die Bibliothek. Louber wurde 1480 Prior und war bis 1502 zugleich Bibliothekar. Sein Katalog war Mitte des 19. Jahrhunderts noch nachweisbar, verliert sich danach jedoch spurlos. Max Burckhardt, damaliger Leiter der Handschriftenabteilung, bezeichnete diesen Verlust in einem unveröffentlichten Referat an der Bibliothèque nationale de France als einen der gravierendsten Verluste für die Erforschung mittelalterlicher Klosterbibliotheken – und damit des mittelalterlichen Geisteslebens insgesamt.

Doch Loubers Werk ist nicht vollständig verloren. Es ging auf in jenem Katalog, den Sie hier sehen: dem Katalog von Georg Carpentarius.

Carpentarius übernahm die bestehende Ordnung seines Vorgängers, erweiterte sie, schrieb sie ab und entwickelte sie weiter. Teilweise änderte er Signaturen – was bei einem Standortkatalog erhebliche Herausforderungen mit sich bringt. Seine Eingriffe dokumentierte er jedoch sorgfältig, unter anderem durch eine Signaturenkonkordanz, die er in das Register nach Autoren und Sachgebieten von Urban Moser integrierte.

Carpentarius vollendete damit das Werk seines Vorgängers und schuf einen vollständigen Katalog der Hauptbibliothek, unterteilt in *Bibliotheca antiqua* und *Bibliotheca nova*. Die Bestände wurden neu aufgestellt, fachlich gegliedert und systematisch erschlossen. Diese Organisation blieb im Wesentlichen bis zur Überführung der Bibliothek an die Universitätsbibliothek Basel im Jahr 1590 bestehen.

Die *Bibliotheca antiqua* umfasste vorwiegend Handschriften – insgesamt 1027 Bände –, während die *Bibliotheca nova* hauptsächlich aus Druckschriften bestand, rund 760 Bände. Eine wesentliche Erweiterung erfuhr die Bibliothek durch das Geschenk von Johannes de Lapide, der dem Konvent 1487 beitrug und seine umfangreiche Privatbibliothek von etwa 283 Bänden einbrachte. De Lapide war eng mit Louber und mit Johannes Heynlin verbunden, der zuvor Rektor der Pariser Sorbonne gewesen war und enge Kontakte zu Druckern sowie zur Familie Amerbach pflegte.

Hier zeigt sich ein intensiver Austausch zwischen Kloster, Humanismus und frühem Buchdruck. Die Kataloge sind in ihrer Präzision aussergewöhnlich und für unsere heutige Rekonstruktion von unschätzbarem Wert. Sie erlauben es, nicht nur den Bestand, sondern auch die räumliche Aufstellung der Bücher in verschiedenen Regalen und Räumen nachzuvollziehen. Bemerkenswert ist zudem, dass dieses System selbst nach dem Tod von Carpentarius konsequent weitergeführt wurde.

Nun mögen Sie sich fragen: Warum erzähle ich Ihnen das alles?

- Weil diese Bibliothek eine Grundlage des Basler Humanismus bildete, auf die etwa Erasmus von Rotterdam zurückgriff, ebenso Sebastian Brant für sein *Narrenschiff*.
- Weil Provenienzforschung hier exemplarisch sichtbar wird.
- Weil wir bibliothekshistorisch eine gesamte Bibliothek um 1520 rekonstruieren und ihre Nutzung nachvollziehen können. Auch die Räume wie den Ausbau.

Meines Wissen ist dies nicht einzigartig, dennoch in seiner Reichhaltigkeit und Vollständigkeit von grosser Relevanz, sodass es auch immer wieder in den grossen Übersichtswerken zur Bibliotheksgeschichte Eingang findet.

- Und nicht zuletzt, weil solche Kataloge unsere Vorstellung von Wissen, Ordnung und Erinnerung prägen – man denke nur an Umberto Ecos *Der Name der Rose*.

Der Katalog von Carpentarius ist heute digitalisiert. Er ist prinzipiell nachnutzbar, gut lesbar und könnte mit KI problemlos transkribiert werden. Und doch käme niemand auf die Idee, ihn zu entsorgen.

Warum eigentlich?

Genau an diesem Punkt setzt die Frage nach der Erinnerungskultur an – und nach der unterschiedlichen Bewertung von Katalogen, die funktional Vergleichbares leisten, aber kulturell völlig unterschiedlich verankert sind.

Und nun zu den Zettelkatalogen

Und damit komme ich zum zweiten Teil meines Vergleichs: zum Schlagwortkatalog aus den 1970er- bis 1990er-Jahren.

Nun, viel kann – und vielleicht muss – ich über ihn gar nicht berichten. Und gerade das ist bemerkenswert.

Denn während die Überlieferung eines 500 Jahre alten Katalogs als selbstverständlich, ja als elementar gilt, während sein Erhalt kaum je infrage gestellt wird, stehen wir beim Zettelkatalog vor einer ganz anderen Situation. Seine Geschichte ist unscheinbar, seine Entstehung kaum dokumentiert, seine Nutzung rückläufig. Und genau daraus speist sich sein prekärer Status.

Das sollten wir uns merken.

Die Zettelkataloge in Basel haben eine lange, aber wenig erzählte Geschichte. Zahlreiche Kataloge gehen zurück bis ins Jahr 1896, als die Universitätsbibliothek Basel ihr erstes eigenes Bibliotheksgebäude bezog. Mit dem neuen Gebäude entstand auch der Bedarf nach neuen Ordnungsinstrumenten: systematische, alphabetische und sachliche Kataloge in Zettelform – gedacht für den täglichen Gebrauch, nicht für die Ewigkeit.

Ein Beispiel: Der Briefkatalog der Humanistenkorrespondenz wird erst seit letztem Jahr systematisch digitalisiert. Jahrzehntlang war er ein unverzichtbares Arbeitsinstrument, nun wird er – verspätet – als historische Quelle entdeckt.

Ein anderes Beispiel ist der alphabetische Autorinnen- und Autorenkatalog, der seit 1939 geführt wurde. 1997 erachtete man ihn als so wertvoll, dass er im Rahmen eines gross angelegten Verfilmungsprojekts auf Mikrofiches gesichert wurde. Das Projekt wurde 1998 abgeschlossen. Der physische Zettelkatalog selbst wurde – meines Wissens – kassiert. Sein Fortbestand schien durch die Mikroverfilmung ausreichend garantiert.

Der Schlagwortkatalog, um den es hier zentral geht, reicht gemäss Jahresberichten ebenfalls bis ins Jahr 1939 zurück. Er existiert heute noch – untergebracht in einem alten Paternoster. Doch seine Situation ist fragil: In den 2000er-Jahren wurde er in den Keller der Universitätsbibliothek verbannt. Seither steht er immer wieder zur Diskussion. Seine Existenz ist geduldet, aber nicht gesichert.

Mit der Einführung des OPACs in den 1990er-Jahren verlor der Zettelkatalog endgültig seine primäre Funktion. Was zuvor das Herzstück der Bibliotheksbenutzung war, wurde nun als Übergangstechnologie wahrgenommen – funktional überholt, technisch obsolet.

Und nun stellt sich die entscheidende Frage: Mit welchen Argumenten wird seine Kassierung begründet?

In der Regel werden drei Hauptargumente angeführt:

Erstens: Platzbedarf.

Zettelkataloge sind gross, sperrig und raumintensiv. In Zeiten knapper Magazinflächen und wachsender Bestände gelten sie als ineffiziente Nutzung wertvollen Raums. Der physische Körper des Katalogs wird hier zum Problem – nicht sein Inhalt.

Zweitens: Nutzungszahlen.

Der Zettelkatalog wird kaum noch benutzt. Nutzerinnen und Nutzer greifen auf den OPAC zurück, der schneller, bequemer und ortsunabhängig verfügbar ist. Geringe Nutzung wird dabei gleichgesetzt mit geringer Relevanz. Dass fehlende Nutzung auch das Resultat institutioneller Entscheidungen ist – etwa der Verlagerung in den Keller –, bleibt meist unerwähnt.

Drittens: Bedienbarkeit.

Zettelkataloge gelten als kompliziert, erklärungsbedürftig und nicht mehr zeitgemäss. Sie setzen Kenntnisse voraus: Ordnungssysteme, Abkürzungen, bibliothekarische Logiken. In einer Kultur der intuitiven Interfaces wird dies als Defizit wahrgenommen – nicht als Ausdruck einer anderen Wissensordnung.

Diese drei Argumente – Platz, Nutzung, Bedienung – erscheinen auf den ersten Blick rational und pragmatisch. Doch sie haben eine gemeinsame implizite Voraussetzung:

Der Zettelkatalog wird ausschliesslich als funktionales Werkzeug betrachtet.

Nicht als historische Quelle.

Nicht als Zeugnis einer Wissensordnung.

Nicht als materieller Ausdruck bibliothekarischer Praxis.

Im Gegensatz dazu wird der mittelalterliche Katalog von Carpentarius genau unter diesen Gesichtspunkten gelesen. Seine Unhandlichkeit gilt als Authentizität, seine materielle Präsenz als Aura, seine historische Distanz als Wert.

Der Zettelkatalog hingegen leidet unter seiner Nähe zur Gegenwart. Er ist zu jung, um ehrwürdig zu sein, und zu alt, um nützlich zu erscheinen. Er befindet sich in einer Art erinnerungskulturellem Niemandsland.

Und genau hier liegt der Kern meines Arguments:

Nicht die Funktion entscheidet über den Erhalt eines Katalogs, sondern seine kulturelle Rahmung.

Erinnerungskultur – woran wir uns erinnern und warum

Erinnerungskultur hat sich seit den 1990er-Jahren zu einem zentralen Leitbegriff der Kultur- und Geschichtswissenschaften entwickelt. Dabei handelt es sich weniger um einen scharf definierten Terminus als vielmehr um einen analytischen Rahmen, der sehr unterschiedliche Formen des gesellschaftlichen Umgangs mit Vergangenheit umfasst. Gerade diese begriffliche Offenheit hat wesentlich zu seiner weiten Verbreitung beigetragen.

In einem engen Verständnis bezeichnet Erinnerungskultur – wie etwa Hans Günter Hockerts formuliert – die Gesamtheit des nicht spezifisch wissenschaftlichen Gebrauchs von Geschichte in der Öffentlichkeit. Gemeint sind Formen des Erinnerns in Medien, Politik, Gedenkpraktiken, Ritualen oder kulturellen Ausdrucksformen. Der Fokus liegt hier nicht auf historischer Forschung, sondern auf der Art und Weise, wie Gesellschaften Vergangenheit sichtbar machen, deuten und nutzen.

In einem weiteren, heute verbreiteten Verständnis – etwa bei Christoph Cornelißen – umfasst Erinnerungskultur alle bewussten Formen der Erinnerung an historische Ereignisse, Personen und Prozesse, unabhängig davon, ob sie ästhetischer, politischer, wissenschaftlicher oder privater Natur sind. Erinnerungskultur vollzieht sich damit nicht nur ausserhalb der Wissenschaft, sondern schliesst auch den geschichtswissenschaftlichen Diskurs selbst mit ein. Träger von Erinnerung können Individuen, soziale Gruppen, Institutionen, Staaten oder Nationen sein – oft in Übereinstimmung, nicht selten aber auch in Konflikt miteinander.

Entscheidend ist dabei weniger die Form der Erinnerung als ihr Inhalt. Erinnerungskultur beantwortet immer – explizit oder implizit – die Fragen: Wer erinnert sich, woran wird erinnert und wie manifestiert sich diese Erinnerung? Nicht alles Vergangene wird erinnert, und nicht alles Erinnerbare wird bewahrt. Erinnerung ist grundsätzlich selektiv.

Jan Assmann hat diesen selektiven Charakter besonders deutlich hervorgehoben. Erinnerungskultur, so seine zentrale These, dient der Selbstverständigung sozialer Gruppen. Sie definiert verbindliche Erinnerungsinhalte und beantwortet damit die normative Frage: *Was dürfen – oder sollen – wir nicht vergessen?* Erinnerungskultur wirkt in diesem Sinne gemeinschaftsstiftend, identitätsbildend und sinnstiftend. Sie ist kein neutrales Abbild der Vergangenheit, sondern eine kulturelle Konstruktion mit klarer Gegenwartsorientierung.

Dabei ist Erinnerungskultur stets an Zeugnisse gebunden: an Texte, Bilder, Objekte, Rituale oder symbolische Praktiken, die eine Vergangenheit präsent halten. Wichtig ist jedoch, dass diese Zeugnisse eine erkennbare Differenz zur Gegenwart aufweisen. Erinnerungskultur lebt nicht von nahtloser Kontinuität, sondern von der reflektierten Distanz. Genau hier unterscheidet sie sich von Tradition, die Brüche eher verdeckt und Kontinuität betont.

Aleida Assmann hat darauf hingewiesen, dass der Begriff Erinnerungskultur heute inflationär gebraucht wird. Um diese Unschärfe produktiv zu machen, unterscheidet sie verschiedene Dimensionen: Erinnerungskultur bezeichnet erstens die Pluralisierung von Zugängen zur Vergangenheit, zweitens die identitätsstiftende Aneignung von Geschichte durch Gruppen und drittens – besonders wichtig – eine ethische Dimension, in der Erinnerung kritisch wird und sich mit Schuld, Gewalt und Verbrechen auseinandersetzt. Gerade in modernen Gesellschaften hat sich Erinnerung zunehmend von heroischen Erzählungen hin zu Opferperspektiven verschoben.

Erinnerungskultur ist damit immer auch ein Aushandlungsprozess. Sie entsteht im Spannungsfeld zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit, zwischen politischer Instrumentalisierung und kritischer Reflexion, zwischen kollektivem Anspruch und individueller Erfahrung. Sie ist weder stabil noch abgeschlossen, sondern dynamisch, konflikthaft und historisch wandelbar.

Zentral ist dabei: Erinnerungskultur organisiert nicht primär Formen, sondern Bedeutungen. Sie entscheidet, welche Inhalte bewahrt, hervorgehoben, marginalisiert oder vergessen werden. Erinnerung ist somit immer auch eine Frage von Macht, Deutungshoheit und kultureller Rahmung.

Oder anders gesagt:

Erinnerungskultur bestimmt nicht nur, wie wir erinnern, sondern vor allem, was als erinnerungswürdig gilt.

Zwischen kulturellem Gedächtnis und funktionaler Obsoleszenz

Es fällt auf, dass ein mittelalterlicher Katalog heute nahezu selbstverständlich als Teil des kulturellen Gedächtnisses betrachtet wird. Seine Aufbewahrung wird nicht begründet, sondern vorausgesetzt. Er gilt als Kulturgut, als historische Quelle, als materieller Träger vergangener Wissensordnungen. Sein Verlust wäre nicht nur bedauerlich, sondern ein kultureller Schaden.

Ganz anders verhält es sich bei modernen Zettelkatalogen. Obwohl sie über Jahrzehnte hinweg zentrale Instrumente der Wissensorganisation waren, werden sie heute primär unter dem Gesichtspunkt ihrer Aufbewahrung verhandelt – und zwar anhand von Kriterien, die auffallend formaler Natur sind: Platzbedarf, Alter und Bedienbarkeit.

Diese Kriterien strukturieren die Diskussion über den Wert eines Zettelkatalogs in der Gegenwart. Doch genau darin liegt das Problem.

Der Platzbedarf eines Katalogs ist ein infrastrukturelles Argument. Es sagt nichts über den Inhalt aus, nichts über die in ihm sedimentierten Wissensordnungen, nichts über seine Bedeutung als historisches Zeugnis. Raumknappheit ist ein reales Problem von Institutionen, aber kein geisteswissenschaftliches Bewertungskriterium.

Auch das Alter wird paradox verwendet. Ein Katalog aus dem 16. Jahrhundert gilt gerade aufgrund seines Alters als bewahrenswert. Ein Katalog aus dem 20. Jahrhundert hingegen erscheint zu jung, um als historisch relevant zu gelten, und zugleich zu alt, um funktional notwendig zu sein. Er fällt damit in eine erinnerungskulturelle Zwischenzone: noch nicht alt genug für das kulturelle Gedächtnis, aber bereits aus dem funktionalen Gebrauch ausgeschieden.

Das Argument der Bedienbarkeit schliesslich verweist auf veränderte Nutzungsgewohnheiten. Zettelkataloge gelten als kompliziert, erklärungsbedürftig und nicht mehr zeitgemäss. Doch auch dies ist kein inhaltliches Argument. Es beschreibt eine Differenz zur Gegenwart, nicht einen Mangel an Bedeutung. Im Gegenteil: Gerade diese Differenz ist es, die Objekte aus Sicht des kulturellen Gedächtnisses eigentlich erst interessant macht.

Auffällig ist, dass all diese Kriterien nicht das betreffen, worum es in Erinnerungskultur zentral geht: um Inhalte, Bedeutungen und kulturelle Sinnzuschreibungen. Die Frage, was in einem Zettelkatalog gespeichert ist – welche Begriffe, welche Ordnungssysteme, welche impliziten Wissenshierarchien –, wird in der Kassationsdebatte kaum gestellt.

Damit wird der Zettelkatalog implizit ausschliesslich als funktionales Werkzeug behandelt. Sein Wert bemisst sich daran, ob er noch benutzt wird, nicht daran, was er über vergangene Formen des Wissens verrät. Der mittelalterliche Katalog hingegen wird genau umgekehrt gelesen: nicht als Werkzeug, sondern als Zeugnis.

Diese Differenz lässt sich mit dem Konzept des kulturellen Gedächtnisses präzise fassen. Kulturelles Gedächtnis – im Sinne von Jan und Aleida Assmann – umfasst jene Wissensbestände, Texte und Objekte, die eine Gesellschaft über Generationen hinweg bewahrt, um ihr Selbstverständnis zu stabilisieren. Entscheidend ist dabei nicht ihre ursprüngliche Funktion, sondern ihre symbolische Aufladung. Objekte werden Teil des kulturellen Gedächtnisses, wenn sie als bedeutungstragend erkannt und entsprechend gerahmt werden.

Der mittelalterliche Katalog hat diese Schwelle längst überschritten. Er ist eindeutig als Träger historischen Wissens markiert. Der Zettelkatalog hingegen bleibt im Bereich des sogenannten Funktionsgedächtnisses verhaftet. Solange er benutzt wird, ist er Werkzeug. Sobald er nicht mehr benutzt wird, verliert er scheinbar seinen Zweck – und damit seinen Wert.

Was hier fehlt, ist der Übergang vom Funktions- zum Speichergedächtnis. Genau dieser Übergang ist jedoch kein natürlicher Prozess, sondern eine kulturelle Entscheidung. Er setzt voraus, dass Inhalte als erinnerungswürdig erkannt werden. Dass man fragt, welche Wissensordnungen, welche Klassifikationen, welche impliziten Normen und Ausschlüsse sich in einem Objekt eingeschrieben haben. → in der Bibliothek wird dieser Übergang mit einer Akzession, einer Signaturenvergabe manifestiert.

In diesem Sinne sind die gängigen Argumente für die Kassierung von Zettelkatalogen Scheinargumente. Nicht, weil sie falsch wären, sondern weil sie an der eigentlichen Frage vorbeigehen. Sie verhandeln Logistik, nicht Bedeutung. Nutzung, nicht Erinnerung. Form, nicht Inhalt.

Erinnerungskulturell betrachtet streiten wir hier nicht über Zettelkästen, sondern über die Grenzen des kulturellen Gedächtnisses. Über die Frage, ab wann etwas als erinnerungswürdig gilt – und wer diese Entscheidung trifft. Der Zettelkatalog wird nicht vergessen, weil er inhaltslos wäre, sondern weil ihm bislang die kulturelle Rahmung fehlt, die ihn vom Werkzeug zum Zeugnis macht.

Gerade darin liegt jedoch sein Potenzial: als Dokument einer spezifischen Wissenskultur des 20. Jahrhunderts, deren Ordnungslogiken wir gerade dabei sind zu verlieren.

SchlussThese: Die falschen Prämissen der Zettelkatalog-Debatte

Am Ende dieser Überlegungen lässt sich eine zentrale Beobachtung festhalten: Die Diskussion um den Erhalt oder die Kassation von Zettelkatalogen wird auf der Grundlage falscher Prämissen geführt. Wir streiten nicht über das, was in erinnerungskultureller Hinsicht entscheidend wäre, sondern über Formalia. Über Platz, über Alter, über Bedienung. Und genau damit verfehlen wir den eigentlichen Gegenstand.

Denn Erinnerungskultur – und insbesondere das kulturelle Gedächtnis – operiert nicht mit infrastrukturellen oder funktionalen Kriterien. Sie fragt nicht danach, wie sperrig ein Objekt ist, wie häufig es benutzt wird oder wie intuitiv es sich bedienen lässt. Sie fragt nach Bedeutung, nach Inhalt, nach kultureller Aussagekraft. Kurz: nach dem Was.

Dass mittelalterliche Kataloge heute als selbstverständlicher Bestandteil des kulturellen Gedächtnisses gelten, ist kein Ergebnis ihrer praktischen Brauchbarkeit. Niemand benutzt sie mehr im ursprünglichen Sinn. Ihr Wert liegt vielmehr darin, dass wir gelernt haben, sie als Träger historischer Wissensordnungen zu lesen. Wir erkennen in ihnen Ordnungssysteme, Auswahlmechanismen, implizite Hierarchien, kurz: eine vergangene Art, Welt zu strukturieren.

Bei Zettelkatalogen verweigern wir uns bislang genau dieser Perspektive.

Stattdessen verhandeln wir sie weiterhin als Werkzeuge – und zwar als Werkzeuge, die ihre Funktion verloren haben. Damit geraten sie zwangsläufig in eine Defizitlogik: Sie sind zu gross, zu alt, zu kompliziert. Sie passen nicht mehr in unsere räumlichen, technischen und organisatorischen Strukturen. Diese Argumente mögen institutionell nachvollziehbar sein, sie sind jedoch erinnerungskulturell irrelevant.

Der Platzbedarf eines Zettelkatalogs sagt nichts über seinen Gehalt aus. Die geringe Nutzung sagt nichts über seine Aussagekraft. Und seine komplizierte Bedienung sagt nichts über die in ihm sedimentierten Denk- und Ordnungsformen. Im Gegenteil: Gerade dort, wo ein Objekt nicht mehr reibungslos in die Gegenwart passt, beginnt aus geisteswissenschaftlicher Sicht sein Erkenntnispotenzial.

Das eigentliche Problem liegt also nicht im Zettelkatalog selbst, sondern in der Art und Weise, wie wir ihn rahmen. Wir betrachten ihn weiterhin durch die Brille des Funktionsgedächtnisses. Solange er funktionierte, war er selbstverständlich. Sobald er nicht mehr funktioniert, wird er entbehrlich. Was fehlt, ist der bewusste Übergang in das kulturelle Gedächtnis.

Dieser Übergang vollzieht sich nicht automatisch. Er ist kein natürlicher Alterungsprozess, sondern ein kultureller Akt. Etwas wird nicht erinnerungswürdig, weil es alt ist, sondern weil ihm Bedeutung zugeschrieben wird. Weil man beginnt, seine Inhalte zu befragen: Welche Begriffe wurden verwendet? Welche Ordnungen etabliert? Welche Themen sichtbar gemacht – und welche unsichtbar? Welche impliziten Normen und Wissenshierarchien sind eingeschrieben?

Zettelkataloge sind in dieser Hinsicht hochgradig aussagekräftige Quellen. Sie dokumentieren nicht nur Bestände, sondern epistemische Praktiken. Sie zeigen, wie Wissen im 20. Jahrhundert

strukturiert, klassifiziert und zugänglich gemacht wurde. Sie sind Ausdruck einer spezifischen bibliothekarischen Rationalität, die weder neutral noch zeitlos ist.

Indem wir Zettelkataloge ausschliesslich anhand formaler Kriterien bewerten, verweigern wir ihnen diesen Status. Wir behandeln sie, als hätten sie keinen Inhalt, sondern nur eine Funktion gehabt. Damit unterschätzen wir ihre Bedeutung als Zeugnisse einer Wissenskultur, die gerade im Begriff ist zu verschwinden.

Es ist daher kein Zufall, dass mittelalterliche Kataloge als unantastbar gelten, während Zettelkataloge permanent zur Disposition stehen. Der eine ist eindeutig als Kulturgut markiert, der andere nicht. Der eine gehört unbestritten zum kulturellen Gedächtnis, der andere bleibt im Schatten eines noch nicht abgeschlossenen Funktionsverlustes.

Doch genau hier liegt die erinnerungskulturelle Schieflage: Wir setzen Alter mit Bedeutung gleich und Nähe zur Gegenwart mit Austauschbarkeit. Dabei ist es gerade diese Nähe, die Zettelkataloge zu besonders sensiblen Quellen macht. Sie dokumentieren Übergänge, Brüche und Verschiebungen, die wir oft erst im Rückblick als historisch erkennen.

Die Debatte über Zettelkataloge ist somit weniger eine Frage der Aufbewahrung als eine Frage der Perspektive. Solange wir sie unter falschen Prämissen führen, werden wir immer wieder zu denselben scheinbar rationalen, letztlich aber inhaltsleeren Argumenten zurückkehren. Platz, Nutzung und Bedienung sind keine Kategorien des kulturellen Gedächtnisses.

Wenn wir Zettelkataloge ernsthaft in die Erinnerungskultur integrieren wollen, müssen wir die Frage neu stellen. Nicht: *Brauchen wir sie noch?*

Sondern: *Was erzählen sie uns?*

Erst dann verschiebt sich der Fokus von der Form zum Inhalt, vom Werkzeug zum Zeugnis, vom Funktionieren zum Erinnern. Und erst dann wird sichtbar, dass wir bei der Kassation von Zettelkatalogen nicht über Möbel oder Zettel streiten, sondern über die blinden Flecken unseres kulturellen Gedächtnisses.